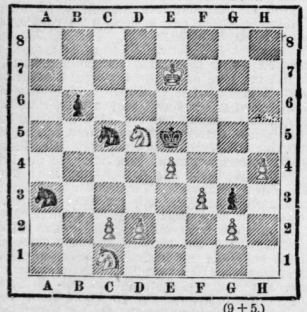
empfiehlt sich, die Büchsen in kaltes Wasser zu legen und mit diesem zu erhitzen, um ein Platzen der Früchte zu vermeiden; ½ l haltende Dosen bleiben nach Beginn des Kochens 10, 1 l haltende Dosen 12½ Minute in dem kochenden Wasser und werden darauf in kaltem Wasser schnell abgekühlt. Ein Färben der Früchte durch ein Kochen in kupfernen Gefäßen unter Essigzusatz, das hin und wieder vorgenommen wird, um den Früchten eine schöne grüne Farbe zu geben, ist durchaus verwerflich, es beeinträchtigt nicht allein den Geschmack, sondern ist auch gesundheitsschädlich.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 256.

Von Fritz af Geyerstam in Carlstad (Schweden).
Aus dem Problemturnier des Deutschen Schachbundes.



(9 + 5.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 175.

Gespielt im Jubiläumsturnier der Berliner Schachgesellschaft am 18. Aug. 1887.

Mittelgambit.

E. Schallopp (Berlin).	Kirdorf (Krefeld).
1. e2—e4	**e7—e5**
2. d2—d4	e5—d4:
3. Dd1—d4:	Sb8—c6
4. Dd4—e3	Sg8—f6
5. Lf1—e2	Dd8—e7

Eine interessante Neuerung, die indessen, wie es scheint, durch den 7. Zug des Anziehenden widerlegt wird.

6. Sb1—c3	Sc6—b4
7. Ke1—d1!	

Bei 7. Le2—d3 oder d1 erhält Schwarz mit Sf6—g4 ein gutes Spiel. Nach dem Textzuge sieht aber weder die schwarze Dame auf e7 noch der Springer auf b4 gut.

7.	d7—d6
8. h2—h3	g7—g6
9. f2—f4	Lf8—g7
10. g2—g4	a7—a6
11. Le1—d2	Le8—d7

Ein schwacher Zug, auf welchen Weiß nun den Angriff Schlag auf Schlag durchführt. Le8—e6 war der richtige Zug.

12. g4—g5	Sf6—g8

Falls Sf6—h5, so 13. Le2—h5: und dann die Textfortsetzung mit noch größerem Nachdruck.

13. a2—a3	Sb4—c6
14. Se3—d5	De7—d8
15. Ld2—c3	f7—f6
16. h3—h4	Ld7—e6
17. h4—h5	g6—h5:

Schwarz muß nehmen, weil der Bauer sonst nach h6 vordringt.

18. Le2—h5:†	Ke8—d7

Le6—f7 könnte 19. Lh5—g4 zur Folge haben.

19. Sg1—e2	Dd8—f8
20. Th1—g1	Ta8—d8
21. Se2—d4	Se6—d4:

Nicht sofort Le6—d5: wegen 22. L h5—g4† ꝛc.

22. De3—d4:	Le6—d5:

c7—c5 würde Weiß mit 23. Dd4—a4† Kd7—c8 24. Sd5—b6† Kc8—c7 25. Le3—a5 oder 24. .... Kc8—b8 25. f4—f5 Le6—f7 26. Lh5—e2 ꝛc. beantworten.

23. e4—d5:	Sg8—e7

Ein Verzweiflungszug. Kd7—c8 hätte 24. Dd4—a7 zur Folge; im übrigen droht 24. Lh5—g4† f6—f5 25. Dd4—g7: resp. 24. .... Kd7—e7 25. Tg1—e1† ꝛc.

24. g5—f6:	e7—c5
25. d5—c6*	Se7—c6:
26. Dd4—b6	Lg7—f6:
27. Db6—b7†	Aufgegeben.

(Weiß kann mit 28. Db7—c6: den Offizier behaupten oder auch mit 28. Lh5—g4† Ke6—d5 29. Db7—b8† Kd5—e4 30. Lc3—f6: auf Matt bezw. Damengewinn spielen.)

Räthsel.

Charade.

I.

(Dreisilbig.)

Von F. M. in Halle.

Wenn froh im Uebermuthe der Feind das Land bedroht,
Dann gilt's, daß man sich spute, dann tönt das Machtgebot:
„Wohlauf nun in die Erste — und jeder Kampfgenosse
Soll jetzt der Pflichten schwerste zu Fuße üben und zu Rosse."

So kündet uns das Ganze — und alsbald Mann für Mann
Zu hellem Waffenglanze rückt in der Zweiten an;
Man sah sie schon vollführen auch oft in Friedenszeiten,
Nun gilt's, sie zu riskiren, um gegen Feinde kühn zu streiten.

Ha, wie beim Klang der Zweiten, beim Kriegstrompetenschall,
Sie alle fürder schreiten, sind's nicht die Dritte all?
Die Dritte muthsgen Dranges wohl in die Erste rücket,
Das Ganze, hohen Ranges, man an der Spitze oft erblicket.

Das Ganze wohl zur Zweiten spornt all — die Dritte an,
Zu gehen und zu reiten, sobald der Kampf beginnt;
Hei, wie die Erste dröhnet vom wilden Schlachtestoben
Und wie die Zweite tönet, die oft der Dritten Muth gehoben.

Laut donnern die Kanonen, daß schier die Erde bebt,
Da hagelt's blaue Bohnen und ob der Ersten schwebt
Der Pulverdampf; das Ganze weiß gut die Schlacht zu leiten
Und fort zu blut'gem Tanze geht's auf der Ersten in der Zweiten.

Doch wenn das Spiel, das grause, der Waffen ausgetobt,
Dann ziehen froh nachhause die Sieger, reich belobt
Vom Ganzen — und die Dritte, beim Klange von der Zweiten,
Das Ganze in der Mitte, wird von der Ersten heimwärts schreiten.

II.

(Zweisilbig.)

Von P. K. in Giebichenstein.

Nicht vielen ist's beschieden, zum Ersten zu gelangen,
Doch wenn sie ihn erreicht, im Ordensschmuck sie prangen.
Hier lernen sie die Fürsten verschiedner Länder kennen,
Die man gewöhnlich nur dem Namen nach hört nennen.
Doch auch bei jedem Hause wird man sie meistens finden,
Auch sieht man sie verbunden mit Buchen und mit Linden.

Mein Zweites bringt im Sommer gar Vielen groß Vergnügen,
Das Dampfroß führt uns fort dann sehr oft in langen Zügen;
Auch wird das Wasser gerne zur Zweiten oft gewählt,
Wobei's an Unterhaltung in keiner Weise fehlt.
Doch ist vom Ganzen erst der Mensch mal eingenommen,
Dann wird er schwerlich je noch Freunde wohl bekommen.

Haupträtsel.

Von F. M. in Halle.

Ein Sohn der Erde, der gezeugt vom Licht
Des Sonnenstrahls, wenn er herniedergleitet,
Vom Schein des Mondes, der sich nachts verbreitet,
Und auch die irdische Flamme schafft den Wicht.

Ein wesenlos Geschöpf, das, von Gesicht
Ganz schwarz, die Welt oft riesenhaft durchschreitet,
Ist bleichen Seelen Furcht und Angst bereitet,
Das scheinbar Leben zeigt und lebt doch nicht.

Wo er zu finden? Sucht in Sommers Schwüle
Ihn bei der Denkungsart, wenn sie recht kühle —
Und allenthalben, auch in Waldesräumen.

Ein Reich war ihm zu eigen, wo zu träumen
Vergönnet war den abgeschiednen Seelen.
Uns hängt er an, nur Petern mocht' er fehlen.

Homogramme.

Von A. H. in Halle.

I.		II.	
a a e e	Schmuckgegenstand,	a a d e	römischer Kaiser,
g g g i	Säugethier,	e e e g	hessischer Fluß,
i l l n	russ. Fluß,	n n o o	pommerscher Fluß,
u r s w	geschmolz. Gemisch.	r r r r	Stadt in Algier.

III.

a a a a	weibl. Name,
i i i n	Stadt in Palästina,
n n n n	lateinisches Wort,
n s s i	Gewürz.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Königs-Promenade:

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann;
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib;
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so und morgen so gesinnt;
Das Publikum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt;
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr thut, findet recht;
Das Publikum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und auch gescheit.
Ich hoffe, das nimmt keiner krumm,
Denn einer ist kein Publikum. (Goethe.)

Des Silbenräthsels: Rumänien, Halali, Friesse, Jschariott, Nebukadnezar, Perim, Ras-Alula, Oranien, Vitriol, Irene, Nero, Jernebad (Rheinprovinz — Köln am Rhein).

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 38. Halle a. d. S., Sonntag 18. September. 1887.

Inhalt: Nach Brasilien. Reiseerinnerungen eines Arztes. I. Zwischen Halle und Lissabon. — Rothenburg an der Saale. VI. — Land- und Hauswirthschaft: Möhrenbau. Von Dr. F. W. Löbe. Die Kalkeine der Hühner. Spargelzucht. Das konserviren der Reineclauden. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Nach Brasilien.

Reiseerinnerungen eines Arztes. — Von Dr Fr. Br.

I.

Zwischen Halle und Lissabon.

Ich war zur Fahrt nach Brasilien gerüstet und die Aussicht auf das Betreten des Wunderlandes erleichterte mir den Abschied von Halle. Die Thürme und Dächer der Stadt sah ich ohne Rührung verschwinden und meine Vorstellungen und Empfindungen verliefen in den alltäglichen Bahnen, wie unter mir die Räder des Zuges dahinklapperten, der mich über die durch alles nur nicht durch landschaftliche Schönheit gesegneten Rübenfluren Sachsens und durch die trostlose Oede der Lüneburger Haide nach Hamburg führte. Die Landschaft vermag auf dieser Reise uns erst zu fesseln, sobald wir auf der letzten Strecke der Fahrt die Arme der Elbe überschreiten und uns die ersten Schiffsmasten die Nähe Hamburgs verrathen.

Sind wir Neulinge zur See, so werden wir bald staunend und wie in eine fremde Welt versetzt am Hafen stehen. Der Bootsführer findet kaum Zeit, die Fragen zu beantworten, welche wir nach der Art und Bedeutung der zahllosen Fahrzeuge an ihn stellen, die sich hier aus aller Herren Länder zusammendrängen. Vor unseren Augen vollzieht sich ein Stück Welthandel und Weltverkehr. Zahlen und Begriffe werden in Anschauungsbilder umgesetzt. Die Waaren, welche im Verlauf eines Jahres im Hamburger Hafen aus dem Auslande einlaufen, besitzen einen Werth von mehr als 2000 Millionen Mark. Man mag danach die Lebhaftigkeit des Verkehrs abschätzen, welcher sich vor unseren Augen abspielt.

Wie dort am Kaiserquai der große Dampfkrahn rastlos schafft! Er ächzt und stöhnt, als empfinde er selbst die drängende Hast seiner Arbeit. Ganze Reihen von Kisten, Ballen und Fässern umgreift er mit seiner Kette, hebt sie wie ein Spielzeug in die Luft und versenkt sie in den Rumpf eines Dampfers, der in rothweißer Flagge die Buchstaben H S D G führt. Das sind die Initialen der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft, die mit ihren neunzehn Schiffen einen großen Theil des Personen- und Güterverkehrs zwischen Deutschland und Südamerika vermittelt. Der Volksmund übersetzt das H S D G mit: Haben Sie doch Geduld, und weiß die Devise mit der Fahrgeschwindigkeit der Schiffe in einen gewissen Zusammenhang zu bringen. Ganz unberechtigt, denn die Gesellschaft arbeitet mit einer Genauigkeit und Schnelligkeit, die ihresgleichen sucht. Der stolze groß und doch schlank gebaute Dampfer, der hier soeben seine letzten Ladungen einnimmt, ist die „Valparaiso", meine Heimath für die nächsten Monate. Ich fahre als Schiffsarzt und an Bord empfängt man mich mit wohlthuender Herzlichkeit, fast wie einen alten Bekannten. Flaschen werden entkorkt und „Gute Reise!" ist der Wunsch, den man mir von allen Seiten entgegenbringt und den ich jedem erwidere.

Der Aufenthalt in der Hafenstadt ist für die Schiffsangestellten mit harter Arbeit verbunden. Tag und Nacht wird verladen. Erst vor einer Woche ist „Valparaiso" aus der Ferne zurückgekehrt, in der kurzen Frist ist die Umfrachtung erfolgt, das Schiff ist auf das Trockendock gebracht und seine Außenfläche von den anhaftenden Seemuscheln gereinigt und frisch gestrichen, die Maschine ist untersucht und neu in Stand gesetzt, für alle die unzähligen Bedürfnisse der Reisenden und Schiffsmannschaften ist in ausreichender Weise gesorgt. Schon morgen kann die Abfahrt erfolgen.

Von den Angehörigen der Schiffsangestellten werden die letzten Stunden des Beisammenseins ängstlich festgehalten. In der Kajüte des ersten Offiziers trifft man neben dem sonnverbrannten, wetterharten Seemann seine zarte junge Gattin. Sie bindet es mir noch ganz besonders auf die Seele, ihr den Gemahl gesund zurückzubringen und ich verspreche es gern im Vertrauen auf meine ärztliche Kunst und auf die gute Natur des seefesten Mannes.

Literatur und Kunst.

* Briefe aus Italien von Julius Schnorr v. Karolsfeld. Mit Porträt. Gotha, Perthes 1886. Der berühmte und durch seine Bilderbibel weltbekannte geniale Maler und liebenswürdige Mensch wird uns in dem vorliegenden Werke in einem bedeutsamen Ausschnitte seines Lebens vorgeführt. Es sind seine Briefe aus der Zeit seines künstlerischen Werdens und Ringens in Italien während der zehn Jahre vom Nov. 1817 bis Juli 1827, welche hier zu einer Selbstbiographie vereint dem Leser dargeboten wird; und es ist ein edles, reiches und reines Künstlerleben, das in wohlthuender Weise zutage tritt. Kaum weiß man bei dem Durchlesen dieser anregenden und anziehenden Briefsammlung, ob man mehr den unermüdlich strebenden, für alles Schöne und Edle begeisterten Künstler, oder den liebevollen Sohn, der fortgesetzt den Vater zum Vertrauten seiner Pläne und Arbeiten macht, oder den wackeren deutschen Mann und frommen Christen lieben und bewundern soll. Das ist uns besonders anmuthend gewesen, daß Schnorr, welcher doch seine Ideale in der mittelalterlichen Kunst gesucht hat, so unangekränkelt vom Romanismus blieb, dem so manche seiner künstlerischen Zeitgenossen schwächlich verfielen, und sich seinen herzhaften Protestantismus in seinen Rom-Jahren mannhaft zu wahren verstand. Wie belangreich für die Kunstgeschichte Schnorrs brieflische Mittheilungen sind, bedarf keiner Erklärung. Dem Sohn des edlen Künstlers, welcher die Herausgabe besorgt hat, gebührt lebhafter Dank ebenso wie der Verlagshandlung für die sorgfältige und saubere Ausstattung. F.

* Dr Max Jahn, Ethik als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehrbuch für Seminaristen, Studirende und Lehrer. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1887. VII. u. 183 S. gr. 89. Seiner 1883 erschienenen Arbeit: Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik hat Verf. jetzt in der gleichen Absicht die Ethik folgen lassen. Dieselbe soll nämlich nicht allein das Seinsollende aufstellen, sondern außerdem zeigen, einmal, wie die sittlichen Ideen in dem Menschen entstehen und sodann wie sie zum Gegenstand des Wollens und Handelns gemacht werden können, oder wie dazu erzogen werden kann. Neben der Einleitung, die vom Gebiet des Ethischen, vom Begriff und den Hilfsmitteln der Ethik, von dem Zusammenhange der Pädagogik mit der Ethik und der Methode und Eintheilung der letzteren handelt, zerfällt die Schrift in vier Hauptabschnitte: die selbstischen und sozialen Triebe und Gefühle, die sittlichen Begriffe und Ideen, das sittliche Wollen, die ethische Gestaltung des Einzel- und Gesammtlebens. Danach handelt Verf. zuerst von den Bedingungen des Hervortretens sittlicher Gefühle und von dem, was denselben vorangeht, indem er diejenigen Inhalte und Formen vorführt, welche sich aus dem Zusammenleben des Menschen mit anderen seinesgleichen naturgemäß von selbst ergeben. Die letzten Abschnitte wollen die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870918079/fragment/page=0001

Es war ein rauher und unfreundlicher Wintertag, dieser für mich denkwürdige 19. März. Am Himmel drohten finstere Wolken. Durch die Straßen Hamburgs wehte ein scharfer Ost und trieb sein muthwilliges Spiel mit Staubwolken. Die Schiffswand hatte sich mit einem Eispanzer umkleidet, aus dem in Reihe und Glied lange Eiszapfen niederhingen. Ich übernachtete zum ersten mal an Bord und in den Schlaf hinein verfolgten mich die Motive des Siegfried, den ich abends im Stadttheater gehört hatte.

Am Morgen des nächsten Tages erreichte die Fluth die nöthige Höhe, um die schwer beladene Valparaiso vom Grunde zu heben und flott zu machen. Ein kurzer Befehl des Kapitäns von der Kommandobrücke. Die Anker werden gelöst, die Schraube beginnt ihre Arbeit und sanft gleitet das Schiff stromabwärts. Am Ufer wehen Taschentücher, nehmen wir an von Thränen durchfeuchtet, von den Thürmen klingen die Sonntagsglocken, für uns ein letzter Gruß von deutscher Erde. Noch haben wir einige Stunden lang die Elbufer neben uns, schließlich verschwinden auch die Thürme von Cuxhaven am Horizonte, der Lotse verläßt das Schiff und an der öden Sandinsel Neuwerk vorüber fahren wir hinaus in das weite Meer. Die Nordsee liegt glatt und eben, nur ihre Oberfläche ist leicht gekräuselt. Das Schiff zieht so gleichmäßig dahin wie ein Schwan. Wir sehen nichts als Himmel und Meer. Nur fern im Nordwesten taucht ein blasser Punkt am Horizonte auf, er vergrößert sich, gewinnt Farbe und Gestalt und die scharfen Umrisse Helgolands werden deutlich sichtbar.

In der Nacht vor Kaisers Geburtstag gelangten wir aus der Nordsee in den Kanal. Uns zur linken Seite lagen die Leuchtfeuer der französischen Küste, rechts hatten wir Englands Kreidefelsen in nächster Nähe. Der Anblick der Küste soll ein sehr schöner sein. Leider war die Nacht stockfinster und das Land nur in unbestimmten Umrissen zu erkennen. Dover selbst unterschied sich um so deutlicher. Von fern ein heller Schein am Himmel, dann ein Durcheinander von Lichtern, schließlich einzeln unterscheidbar Straßenlaternen und erleuchtete Fenster. Es erweckt ein eigenartiges Gefühl, wenn man auf der Meeresfahrt unter Sturm und Wellen ganz in der Nähe Menschen weiß, die in aller Behaglichkeit ihr alltägliches Leben führen. Der Einbildungskraft ist freier Spielraum gegeben, zu jedem Fenster drüben eine Scene aus dem englischen Familienleben zu ersinnen. Augenblicksbilder, die bei mir allerdings nur an der Hand von Dickens Skizzen Lebenswahrheit erlangen können. Man hätte hinüberfliegen mögen, um an der ersten gastlichen Thür anzupochen und wenn auch nur für ein Stündchen sich einen Platz am Kamine, im Familienkreise zu erbitten, aber das Schiff läßt seinen Lauf nicht hemmen und alles was ich von England gesehen habe, bleibt ein dunkler Schatten am Horizonte und eine erleuchtete Stadt. Die Valparaiso begrüßte das Nachbarland mit bengalischen Flammen und Raketen. Von drüben antwortete ein flüchtiger Lichtschein, daß das Signal verstanden sei und schon am nächsten Morgen dürften deutsche Blätter unter den Schiffsnachrichten das Telegramm gebracht haben: Die Valparaiso passirte heute Nacht Dover.

Gleich nach der Einfahrt in den Kanal schlug das bisher ruhige Wetter um. Ein lebhafter Südost wehte uns entgegen; er jagte schwarze Wolkenmassen vor sich her und fast ununterbrochen prasselten Regenschauer vom Himmel herab. Die See antwortete durch lebhaften Wellenschlag und verdarb uns gründlich die Kaisergeburtstagsfeier. Noch erschienen zwar die meisten Passagiere zur Tafel, aber einer nach dem andern erbleichte, verschwand von der Bildfläche und blieb für die nächste Zeit nur noch dem Arzte sichtbar. Die Offiziere waren ermüdet und machten sich auf weitere harte Arbeit gefaßt. So klanglos wie auf der Valparaiso dürfte kaum irgendwo unseres Deutschen Kaisers Geburtstag gefeiert worden sein. Doch das, was uns der Himmel bisher bescherte, war nur ein Vorspiel. Erst in der nächsten Nacht, — wir befanden uns im atlantischen Ocean gegenüber dem Busen von Biscaya, — entfesselten die Elemente zügellos ihre Kraft.

Die Bewegungen eines großen und gut gebauten Dampfers, wie es die Valparaiso ist, sind bei ruhiger Fahrt kaum zu verspüren. Eine leichte Erschütterung durch die Schiffsschraube, ein sanftes Hin- und Herschwanken durch den Seegang, das ist alles. Bei lebhafter See bestimmt das Verhältniß zwischen der Richtung des Windes und dem Laufe des Schiffes die an Bord wahrnehmbaren Bewegungen des letzteren. Kommen die Wellen von vorn, dann nimmt der Dampfer die Wellenberge und Thäler, indem er sich hebt und senkt. In regelmäßiger Folge wird man hochgeschleudert und glaubt man gleich darauf in der Tiefe zu versinken. Faßt der Wind das Schiff von der Seite, so schwankt es herüber und hinüber, eine Form der Bewegung, die weniger Angst und Beklemmung verursacht als erstere, die aber auf die Dauer recht ermüdet. Man muß fortwährend arbeiten um das Gleichgewicht zu erhalten, doch das lernt sich mit der Zeit und mit der Schwierigkeit sich ihr anzupassen, schwindet auch das Peinliche der Lage. Ganz anders bei wirklichem Sturm. Du vermagst nicht mehr die Schwankungen des Schiffes vorauszubestimmen und ihnen zu folgen. Willenlos wirst du hin- und hergeschleudert, bergauf, bergab, herüber und hinüber, alles in wirrem Durcheinander. Dazu ein wildes Getöse des Sturmes und des Meeres, ein Aechzen, Krachen und Klirren des Schiffes, ein tausendstimmiges Höllenkonzert. Solch eine Sturmnacht muß man auf Deck verbringen, um Freude daran zu haben. Fest an ein Tau geklammert genießt man das wilde Schauspiel. Der Himmel im düsteren Grau, eine sturmgepeitschte zusammenfließende Wolkenmasse. Die Oberfläche des Meeres aufgebaut wie ein Hochgebirge. Dort thürmen sich die Wogen bergehoch übereinander, die Wassermassen überschlagen sich und weißer Schaum und Gischt krönt ihre Gipfel. Dazwischen gähnen schwarze Abgründe. Eben noch wurde das Schiff von einer Welle hochgeschleudert, im nächsten Augenblick theilt sich vor ihm das Meer, es gleitet noch unten auf den Grund eines Wellenthales und wir haben das Gefühl, als müsse es haltlos versinken. Der Kiel gräbt sich tief in die Wassermauer, eine geschlossene Woge fluthet über Deck. Wir halten den Athem an, schließen die Augen und fühlen uns vom eisigen Wasser umgeben. Jetzt eine kleine Unvorsichtigkeit und die Fluth reißt

---

Realisirung der sittlichen Ideen darstellen und handeln im einzelnen vom Willen, Charakter, von der Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Familie, Freundschaft, Religion u. s. w. Das hier Gebotene erscheint nicht gerade reichhaltig im Vergleich zu dem, was darüber zu sagen wäre und in Rücksicht auf das, was die bekannten Lehrbücher über Pädagogik, Psychologie und Ethik wiederholt gebracht haben. In dem, was Verf. als Ethik selbst vorträgt, stellt er folgende sittliche Ideen auf: die Idee des Guten, der Gleichheit, des Rechts und des Wohlwollens — bei deren näherer Betrachtung uns mancherlei Bedenken gekommen sind. Wir begnügen uns indeß hier mit dieser kurzen Notiz, ohne auf die etwaigen Verfehlungen des Richtigen näher einzugehen, bemerken aber, daß sich das in Rede stehende Buch für solche, welche an das Studium der Ethik erst herantreten, nicht eignet. Lehrern zumal würden wir viel eher zur vorläufigen Orientirung empfehlen: die Sittenlehre Jesu von dem früheren hallischen Docenten Allihn. Druck, Papier und sonstige Ausstattung des Jahn'schen Werkes sind gut. G.

* P. K. Rosegger, der unerschöpfliche Dichter der österreichischen Alpenwelt, bringt uns auch in diesem Jahre wieder einen neuen Band seiner überall wohlbekannten und beliebten Schriften. „Allerhand Leute" nennt sich das neue Buch, das nach einer Mittheilung von A. Hartleben's Verlag in Wien gegen Ende September erscheint und das eine reiche Fülle allerliebster Schöpfungen Rosegger's enthält. Anmuthige Novellen wechseln mit übermüthig tollen Schwänken, reizende Genrebilder mit tiefernsten Erzählungen — eine Blüthenlese des Besten, das der Dichter geschaffen. Nicht weniger als 46 abgeschlossene Stücke enthält das stattliche Buch und wir wußten nicht, ob wir dem lustigen „Küster am Kreuz", der auch dem verbissensten Hypochonder ein Lächeln abringt, der heiteren Geschichte „Zwei, die sich nicht mögen", dem tiefernsten „Zwei, die sich mögen" oder einer der anderen reizenden Piecen den Vorzug geben sollen. Es ist eben eins wie das andere echt „Rosegger" und damit glauben wir dem neuen Buche die beste Empfehlung gegeben zu haben. —x—

* Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. 2 Bande. Mit Porträt des Verfassers. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 5 M.; fein gebunden 7 M. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Dieser merkwürdige Roman ist zuerst in englischer Sprache in Amerika erschienen und hat in wenigen Jahren eine Auflage von über 200,000 Exemplaren erlebt, ein Ereigniß, das im Buchhandel ohnegleichen dasteht. Türkische, schwedische, französische und italienische Uebersetzungen sind gefolgt und der Absatz war ebenfalls ein ganz außerordentlicher. Jetzt ist nun auch eine deutsche Ausgabe dieses Werkes in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen und wir wollen im Nachfolgenden unsere Leser auf das Buch und seinen Verfasser aufmerksam machen. Der Roman hat zum Helden einen Nachkommen des jüdischen Fürsten-

Die Ernte der Möhre muß so lange verschoben werden, als es die Witterung gestattet, weil das Wachsthum derselben am lebhaftesten ist, wenn die Nächte anfangen lang zu werden. Stets muß die Ernte bei Trockenheit des Bodens geschehen, damit die Wurzeln in trockenem Zustande in den Aufbewahrungsort kommen. Hauptaufgabe ist, die Wurzeln unbeschädigt aus der Erde zu bringen, weil nur dann auf ihre Haltbarkeit gerechnet werden kann. Am schwierigsten ist die Ernte derjenigen Sorten, welche mit ihren Wurzeln tief in den Boden eindringen. Am besten wendet man zur Ernte der Möhren den Karst oder die Gabel, beim Anbau im Großen besondere Rübenhebeapparate an. Im übrigen kommt die Ernte mit der Runkelrübe überein. Noch vor Einerntung der Wurzeln muß das Kraut nebst einem Theile des Kopfes abgeschnitten werden. So behandelte Möhren vegetiren, wenn man sie noch einige Zeit im Boden stehen läßt, im Aufbewahrungsorte nicht fort und halten sich länger als diejenigen, denen man nicht einen schwachen Abschnitt vom Kopfe genommen hat.

Der Ertrag ist verschieden je nach Sorte, Bodenbeschaffenheit und Kraft des Bodens. Mender nimmt den Ertrag von 1490 Ctr. per Hektar an, meint aber, daß noch höhere Erträge, bis zu 2000 Ctr., erzielt werden können. Berechne man den Heuwerth von 1400 Ctr. Möhren, so betrage derselbe nach dem Satze 133 kg Möhren gleich 50 kg Heu 70 Ctr. Wenn man hiernach den Geldwerth berechne und den Centner Heu zu 2 M. (1 fl.) annehme, so ergebe sich ein Bruttoertrag von 376 M. (188 fl.) per Hektar. Ziehe man davon die Erzeugungskosten im Betrage von 92 M. (46 fl.) ab, so liefere der Hektar einen Reinertrag von 284 M. (142 fl.) Nach Hildebrand steht der Ertrag der Möhre bei nicht zu geringem Boden und namentlich guter Kultur nicht hinter dem der Runkelrübe zurück, übersteigt denselben sogar in den meisten Fällen. Als Durchschnittsertrag nimmt Hildebrand 800 Ctr. per Hektar an.

Die Aufbewahrung der Möhren geschieht am besten auf die Art, daß man sie nach Abschneiden des Krautes in $1\frac{1}{4}$ m breite und 1 m hohe spitze Haufen einmietet, $\frac{1}{3}$ m hoch rings um jeden Haufen wird 13 cm dick Erde geworfen und Ende November die Miete vollständig und gleichmäßig 13 cm dick mit Erde bedeckt.

Nach Mehnhaupt ist die Möhre nicht so empfindlich gegen den Frost wie die Kartoffel. Sollte sie doch vom Froste gelitten haben, so schwitze sie, in ein warmes Lokal gebracht, das Eis aus und erlange ihre frühere Festigkeit und Süßigkeit wieder. Zuviel Wärme verursache Fäulniß.

Was den Futterwerth der Möhrenwurzel betrifft, so ist derselbe ein bedeutender; er übertrifft sogar den der Futterrunkelrübe, steht aber hinter Zuckerrübe und Kartoffel etwas zurück. Berücksichtigt man jedoch, daß die Zuckerrübe nur in besonders ausgewählten Bodenarten am besten gedeiht, und daß die Kartoffel nicht die Hälfte des Ertrages der Möhre liefert, so ist der Vortheil jedenfalls aufseite der letzteren. Dazu kommt, daß die Möhre ein gesünderes Futter ist als die Kartoffel.

Auch das Möhrenkraut ist ein gutes Futter. Abgesehen von seinem reichen Kalkgehalt ist es an stickstoffhaltigen Nährstoffen reicher als die Blätter aller anderen Rübenarten. Man hat dies auch in der Praxis gefunden. Meyer, Hoffmann, Schulze-Schulzendorf rühmen übereinstimmend das Möhrenkraut als ein gutes Futter, namentlich für Milchkühe. Beim Anbau der Möhre im großen wird das Möhrenkraut am besten in Ensilagefutter umgewandelt.

Will man Samenzucht betreiben, so wählt man bei der Ernte die vollkommensten spindelförmigen Wurzeln ohne Seitengabeln aus. Das Kraut wird so abgeschnitten, daß das Herz nicht verletzt wird. Die so ausgewählten und behandelten Wurzeln bewahrt man in einem frostfreien Keller auf und pflanzt sie im zeitigen Frühjahr in $\frac{1}{3}$ m von einander entfernten Reihen ins freie Land. Sobald sich Unkraut zeigt, wird behackt. Fangen die Pflanzen an in Stengel zu treiben, so wird wiederholt behackt, dann behäufelt, worauf man die Stengel an Pfähle bindet. Da die Dolden der Reihe nach reifen, wie sie in Blüthe getreten sind, so ist öfter nachzusehen. Die reifen Dolden werden abgeschnitten, auf Tücher ausgebreitet und an der Sonne getrocknet. Den trockenen Samen tritt man mit den Füßen und befreit ihn dann durch Sieben von Haaren und Staub. („Fühling's L. Z.")

Die Kalkbeine der Hühner.

Nicht selten bemerkt der Geflügelzüchter an den Beinen der Hühner krankhafte Wucherungen, die nach und nach den Füßen ein Aussehen geben, als wären die Thiere in Kalk oder Mörtel getreten, und insbesondere häufig bei den schweren Hühner-Rassen (Brahmas und Cochinchinas) auftreten, ohne jedoch auch die übrigen Hühnervögel zu verschonen. Genauere Untersuchungen ergaben als Ursache dieser Krankheit das Vorhandensein einer Art Milben (Derma toryctes mutans), welche sich enorm und sehr rasch vermehren und diese krankhafte Erscheinung hervorrufen. Das erste Auftreten dieser Schmarotzer äußert sich in dem Erscheinen von weißlich-grauen Flecken, die sich stetig vergrößern, Krusten und gelblich-graue Borken bilden, indem diese Krätzmilben die oberen Hautzellschichten und Schilder an den Füßen haben. Diese Angriffe haben Entzündungs-Erscheinungen, Anschwellungen, Eiterungen und Wucherungen zur Folge, die dann das charakteristische Bild der Kalkbeine bieten. Manchmal werden die Beine unförmlich dick, die Thiere werden selbst am Gehen verhindert und leiden durch die fortwährenden Angriffe dieser blutgierigen Parasiten erhebliche Schmerzen, besonders des Nachts, da diese Krätzmilben nächtliche Raubthiere sind. Der fortwährende Reiz erzeugt ein brennendes Juckgefühl. Die rasche Vermehrung der Milben, wenn die Thiere in warmen Stallungen gehalten, inficirt den ganzen Stamm, denn aus einem Weibchen dieser Krätzmilben können binnen Jahresfrist $1\frac{1}{2}$ Millionen Nachkommen entstehen. Um diesen Schädling zu bekämpfen, müssen vorerst die befallenen Thiere von gesunden getrennt und der Stall gründlich desinficirt werden. Die Wände werden frisch gekalkt (mit einem Zusatz von Karbolsäure), die Sitzstangen abgebrüht und mit Karbollösung (1:10) oder Petroleum bestrichen; desgleichen die Legenester entfernt, die Körbe ausgebrüht und ebenfalls mit Karbollösung behandelt, die Streu verbrannt. Die befallenen Thiere werden vorerst durch erweichende Mittel von den Krusten befreit, die sich an den Beinen (oder am Kamme und Kopfe) gebildet haben. Gewöhnliche Schmierseife wird dick aufgetragen und 24 Stunden wirken gelassen, sodann mit warmem Wasser tüchtig gewaschen und thunlichst die Borke entfernt. Nun gelangen auf den dergestalt präparirten Füßen die eigentlichen Desinfektionsmittel zur Anwendung: Karbolsalbe (1 Theil Karbol auf 10 Theile Fett), Kreosotsalbe (1 Theil Kreosot auf 20 Theile Fett) oder auch Petroleum. Sehr empfehlenswerth ist die Anwendung von peruanischem Balsam, welcher mehrmals in Zwischenräumen eingerieben wird. Nach acht oder zehn Tagen wird die Einreibung wiederholt, um die eventuell inzwischen ausgekrochenen Milben zu zerstören. Schließlich werden die erkrankten Theile mit Vaseline oder Butter eingerieben, um den durch die Behandlung erzeugten Hautreiz zu mildern. Zeigen sich an anderen Körpertheilen diese schorfigen Stellen, so werden selbe gleicher Behandlung unterzogen, bis schließlich das Thier von solchen Schmarotzern befreit ist. Die Bekämpfung dieser Parasiten ist demnach keineswegs so schwierig, als es den Anschein hat, und der aufmerksame Geflügelfreund hat die Mittel zur Hand, seine Lieblinge vor diesen Schmerz verursachenden Schädlingen zu bewahren.

Spargelzucht.

Um die Spargelbeete für das nächste Frühjahr vorzubereiten, muß man die Stauden zur rechten Zeit entfernen. Sie einfach abwelken zu lassen, ist ebenso verwerflich wie das frühzeitige Beschneiden. Das Spargelkraut muß vielmehr entfernt werden, das darf aber erst dann geschehen, wenn es bereits gelb geworden ist. In diesem Zustande kann es der Pflanze nichts mehr nützen und muß abgeschnitten werden. Man vermeide aber, um es nochmals zu sagen, noch grüne Stauden zu entfernen. Das würde auch für die Wurzeln schädlich sein.

Das Konserviren der Reineclauden.

Zu den besten und schmackhaftesten Konserven gehören die Reineclauden, die deshalb auch sehr viel konservirt werden. Bei der Auswahl bezw. dem Ankauf dieser Früchte hat man nun zunächst darauf zu achten, daß man eine möglichst aromatische Sorte nimmt, was am besten an einigen reifen Früchten, die sich immer finden, zu beurtheilen ist. Im allgemeinen sind die aromatischen Reineclauden nicht die größten, lange Stiele sind ein Zeichen für gute Qualität. Ferner ist darauf zu achten, daß die Reineclauden sich leicht von den Steinen lösen, ohne reif zu sein, indeß muß oben am Stiel schon ein weißlicher Kreis zu sehen sein. Beim Abwaschen der Früchte achte man sodann darauf, daß nicht solche verwendet werden, deren Stiele leicht ausgehen, denn diese sind meist madig. Ob man die Stiele beim Einmachen daran lassen will, hängt ganz vom Belieben ab. Ebenso, ob man die Reineclauden mit oder ohne Schalen konserviren will. Sollen die Schalen entfernt werden, so erhitzt man die Früchte langsam auf 50 Grad Reaumur, also durchaus nicht bis zum Kochen, dann lösen sich die äußeren Schalen selbst ab. Ist das geschehen, so werden die Früchte, nachdem sie abgekühlt sind, in die Büchsen gelegt und mit einer kalten Zuckerlösung (erhalten durch Einkochen von je 3 Pfd. Melis auf 1 l Wasser bis die Masse kurze Faden zieht) übergossen, die Büchsen sodann verlöthet und gekocht. Es

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870918079/fragment/page=0002

Verfahrungsweise anwenden. 1. In einem Beutel legt man den Samen 36—40 Stunden in lauwarmes Wasser und beschwert ihn mit einem Steine, damit er unter Wasser bleibt. Aus dem Beutel genommen vermischt man den Samen mit feuchtem, feinem Sande sehr innig und legt ihn 15—20 cm hoch ausgebreitet an einen warmen Ort. Täglich wird er zweimal gewendet, wobei man ihn jedesmal tüchtig mit der Hand durchreibt, damit er bei der Saat nicht klumpenweise zu liegen kommt. Nach 7—8 Tagen beginnen sich die Keime zu entwickeln, und es wird dann zur Aussaat geschritten. 2. Den Vorzug verdient folgendes Verfahren: Man übergießt den Samen einige Tage vor der Saat mit abgerahmter Milch (6 l Milch auf 5 kg Samen), arbeitet ihn gut durch, bringt ihn in flache Gefäße, stellt diese in einen geheizten Raum und rührt die Samen öfter um. Ehe die Keime hervorbrechen, überstreut man die Samen mit Gyps (7 l Gyps auf 5 kg Samen), reibt sie mit den Händen gut durch und säet sie.

Frühe **Saat** ist eine Hauptbedingung des besten Gedeihens der Möhre. Die Saat muß deshalb geschehen, sobald der Boden im Frühjahr soweit ab- und ausgetrocknet ist, daß er bearbeitet werden kann. Die Bearbeitung geschieht in der Art, daß man den Acker mit dem Extirpator überzieht, mit der Egge ebnet und die dann etwa noch vorhandenen Unebenheiten mit der Handharke ausgleicht. Sollte der Samen nicht angekeimt worden sein, so empfiehlt es sich, demselben etwa 8—10 Proz. Kohlrübensamen beizumischen. Letzterer keimt schon nach einigen Tagen, und die jungen Pflanzen zeigen genau die Stellen an, wo später die Möhren erscheinen werden. Auf diese Weise kann man die Möhren schon einige Zeit nach der Saat behacken, ohne befürchten zu müssen, die sich in der Erde entwickelnden Keime zu beschädigen; es gelingt dann leicht das Unkraut zu zerstören, ehe es seine Hauptwurzeln getrieben hat. Später werden die Kohlrübenpflanzen ausgezogen.

Die Möhre muß stets in Reihen angebaut werden, weil sie nur dann den höchsten Ertrag bei dem geringsten Arbeitsaufwand liefert. Bei der breitwürfigen Saat kann die Reinigung des Bodens von Unkraut weit später erfolgen als bei Reihensaat, und das Jäten mit der Hand ist weit kostspieliger als das Behacken der leeren Reihen mit Ackergeräthen.

Die Saat selbst geschieht entweder mit der Drillmaschine oder in mit dem Markör vorgezeichneten Linien. Die Reihenentfernung beträgt in beiden Fällen 40—46 cm. Auf den Hektar braucht man $1\frac{1}{2}$ kg Samen.

Wendet man zur Vorzeichnung der Saatreihen den Markör an, so bewährt sich das Verfahren von Schulze-Schulzendorf. Derselbe hat behufs der Möhrensaat einen Rädermarkör konstruirt, welcher den Eggestrich rechtwinkelig durchschneidet. Auf einer ca. 2,62 cm starken Stange von Bandeisen sind in 46 cm Entfernung $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser haltende, auf den Felgen 5,25 cm breite Räder so angebracht, daß sich dieselben decken. Auf den Felgen sind in Entfernungen von je 13,10 cm eiserne, 4 cm lange, oben zugespitzte Zacken eingeschraubt, welche die Saatlöcher in den Boden drücken. Die Eisenstange ragt über die Räder zu beiden Seiten ca. 43 cm hervor und hat daselbst zwei in einem Gelenke bewegliche Knie, welche behufs des Markirens hinauf und heruntergeschlagen werden können. In der Mitte ist mittels Schrauben auf die Eisenstange ein eiserner Bügel mit Tülle zur Aufnahme der Deichsel befestigt. Der erste Markirstrich wird dem Führer der Geräthe durch Stangen bezeichnet, damit die Linien möglichst gerade gezogen werden, was für die spätere Bearbeitung von Wichtigkeit ist. Die Personen, welche das Säen verrichten, nehmen den Samen in die Schürze und bringen von demselben in jedes Saatloch 6—8 Stück. Jede Prise wird durch leichte Bewegung des Daumens abgetheilt. Ist ein Stück besäet, so werden die noch offenen Saatlöcher mit ein wenig Kompost, dem etwas Kalk zugesetzt ist, zugefüllt. Schon nach 2—3 Wochen kann das erste Behacken stattfinden, weil die Saatreihen durch den Kompost kenntlich sind.

Außer im Frühjahr kann die Möhre nach den Empfehlungen von v. Nathusius auch im Herbst gesäet und überwintert werden. „Die **Saat im Herbst** hat sich vorzüglich bewährt. Die Pflanzen laufen nicht vor Winter auf, erscheinen sehr zeitig im Frühjahr und werden nie von den im Frühjahr gesäeten Möhren eingeholt. Das Heraufbringen rohen Bodens im Herbst schadet dem keimenden Samen und der ersten Vegetation der Pflanzen nichts."

Ein anderes Verfahren zur Erziehung von **Wintermöhren** empfahl Sprengel: „Der Samen wird im Frühjahr unter gedüngten Roggen, Weizen, Raps, Mohn, Lein, Gerste gesäet (per Hektar 6 kg). Im Herbst eggt man einigemal und im nächsten Frühjahr erntet man die Möhren. Sie liefern vom Hektar 250 hl Ertrag, ohne zu erfrieren. Diese Frühjahrsmöhren stehen zur Verfütterung zu Gebote, wenn die im Herbst geernteten verfüttert sind, ohne daß man für ihre Aufbewahrung zu sorgen hat." Vorauszusetzen ist jedoch, daß der Boden, wenn die Möhre über Winter in ihm bleibt, nicht an überschüssiger Nässe leidet.

Man kann die Möhre auch als **Zwischenfrucht** in der Art anbauen, daß man demselben Felde in einem Jahre zwei Ernten abgewinnt. In diesem Falle wird die Möhre unter Mohn, Spelz, Roggen, Frühlein, oder bei der Reihenkultur zwischen die Hackfrucht in die Vertiefungen der Zwischenräume gesäet. Man erzielt auf diese Weise eine Ernte ohne besondere Feldbestellung; es ist nur nöthig, den Acker nach Aberntung der Ueberfrucht zu behacken. Die Aussaat des Samens geschieht in diesem Falle im zeitigen Frühjahr; der Samen wird mit einer leichten Egge untergebracht. Im Badischen hat diese zweite Ernte auf einem und demselben Felde in einem Jahre einen Reinertrag von 36 M. von 36 Ar geliefert. Diese Anbaumethode ist jedoch nur in sehr lockerem Boden und in einem Klima, wo die Hauptfrucht bald das Feld verläßt, mit Nutzen ausführbar.

Wie schon erwähnt, muß das erste **Behacken** schon 2 bis 3 Wochen nach der Saat geschehen. Man braucht dazu die Pferdehacke oder den Igel. Hat das Unkraut in den Saatreihen die jätbare Größe erreicht, so wird dasselbe ausgejätet. Hat sich in den leeren Zwischenräumen wieder Unkraut eingefunden, so wird zum zweitenmale behackt. Ist das Kraut der Möhren 6 cm lang, so müssen die überflüssigen Pflanzen entfernt werden; jede Möhrenpflanze muß nach dieser Arbeit mindestens 10 cm entfernt von der andern stehen, denn bei zu dichtem Stande erhält man schwache Wurzeln und das Erntegewicht wird herabgedrückt. Am besten wird das Kraut der überflüssigen Möhren dicht am Boden abgeschnitten; Ausziehen der zu dick stehenden Pflanzen ist deshalb nicht zu empfehlen, weil die stehen bleibenden leicht zu sehr gelockert werden könnten. Gleichzeitig wird nochmals behackt, wenn dies das Wuchern des Unkrautes oder die Erhärtung des Bodens nothwendig machen sollte.

Es sei noch angeführt, wie sich Hildebrand über das Behacken der Möhren äußert: „Das Behacken muß geschehen, so oft es nöthig ist; nöthig ist das Hacken, so oft sich Unkraut zwischen den Reihen zeigt oder der Boden so erhärtet ist, daß sich ein Auflockern desselben nothwendig macht. Der Boden an und für sich sowie die Jahreswitterung haben darauf den meisten Einfluß. Unter Umständen kann ein zweimaliges Behacken genügen, während sich unter anderen Verhältnissen ein fünfmaliges Behacken nothwendig machen kann. In der ersten Zeit muß vorzugsweise flach gehackt werden, um das Unkraut zu tilgen; geschieht dagegen das Behacken, um den Boden zu lockern, so muß es zu gehöriger Tiefe geschehen. Das öftere Behacken ist übrigens umsoweniger nothwendig, je schneller sich das Kraut der Möhre entwickelt, durch Beschattung des Bodens das Unkraut unterdrückt und diesen locker und feucht erhält."

Behäufeln der Möhren ist auf den Ertrag derselben ohne Einfluß, doch erleichtert es die Ernte; deshalb ist es einige Zeit nach dem letzten Behacken zu empfehlen.

Krankheiten der Möhre sind Befallen der Blätter und Fäule der Wurzeln. Gegen erstere Krankheit giebt es kein Mittel. Um die Fäule zu verhüten, ist es angezeigt, nicht zu stark mit stickstoffreichem Dünger zu düngen; nächstdem ist eine Aufbewahrungsart der Möhren zu empfehlen, bei welcher Erhitzung möglichst vermieden wird.

Feinde der Möhre sind der Engerling und die Feldmaus. Der **Engerling** schadet hauptsächlich dadurch, daß er die Wurzeln der jungen Pflanzen abfrißt, sodaß dieselben eingehen. Bei ausgedehnterem Möhrenbau kann zur möglichsten Verringerung dieser Schädlinge kaum ein anderes Mittel angewendet werden, als daß man Jagd auf den Maikäfer macht. Die **Feldmaus** richtet, namentlich in Mäusejahren, dadurch bedeutenden Schaden an, daß sie die Wurzeln der Möhren aushöhlt und sich an dem Inhalte derselben gütlich thut. Einstreuen vergifteter Getreidekörner in die Mäuselöcher ist das sicherste Mittel gegen dieses Ungeziefer.

uns mit fort. Rettung ist ausgeschlossen; ein letzter kurzer Kampf und dann das sichere Ende. Aber schon bäumt sich das Schiff und die Woge stürzt tosend über den Bordrand zur See zurück. Das Deck ist wie blank gefegt, nur Millionen seiner Leuchtthiere hat das Wasser hinterlassen. Das ganze Schiff, unsere Umgebung, wir selbst sind mit kleinsten Glühlichtern überdeckt. Nur einige Sekunden lang, dann umgiebt uns wieder schwarze Nacht. Auf Deck werden Kommandorufe laut, und die schrille Pfeife des Offiziers durchdringt das Brausen und Tosen. Es wird befürchtet, daß ein Balkenlager, welches zur Fracht gehört und zu beiden Seiten des Maschinenraums aufgestapelt liegt, über Bord geht und die Pavillons, welche Rauchzimmer und Gesellschaftsräume enthalten, mit fortreißt. Bohlen werden eingestemmt, Fenster und Thüren mit Brettern versetzt und mit Ketten und Tauen alles gefesselt, was nicht niet- und nagelfest ist.

Der nächste Tag war recht unbehaglich. Alles war naß und kalt, roch und schmeckte nach Seewasser. Gegen morgen hatte sich der Sturm gelegt, doch das Meerestwüthen dauerte fort. Der See geht es wie manchen Menschen. Einmal empfindlich gereizt, ist sie schwer zu besänftigen. Sie zürnt und tobt weiter, ganz ohne Grund und nur zu ihrem Vergnügen, wie der Kapitän meinte; erst nach 24 Stunden haben wir Ruhe zu erwarten. Das sind peinliche Stunden. Was man immer an Kleidern ergreift, alles ist vom Salzwasser durchfeuchtet. Während des Ankleidens muß man hin und her tanzen, wie es grade der See gefällt, den Takt anzugeben. Das Waschen verursacht ganz besondere Schwierigkeiten. Eben hat man nicht ohne Mühe die Wasserschale gefüllt, da neigt sich das Schiff und der gesammte Inhalt kommt uns fröhlich entgegengeplätschert. Im nächsten Augenblick fliegen wir selbst über einen Koffer hinweg in die Zimmerecke. Der Spüleimer hat sich gleichzeitig losgerissen, er folgt uns und bescheert uns eine neue Taufe.

Mein Doktorzimmer befindet sich in einem trostlosen Zustande. Trotz zweckmäßigster Verpackung der Arzneikasten liegen Flaschen und Büchsen bunt durcheinander, oft auch ihr Inhalt, und der Salzwassergeruch des Raumes wird durchwürzt von einem Duft nach Chloroform und Kamillenthee. An ein Oeffnen des Fensters ist bei dem hohen Seegange natürlich nicht zu denken.

Es ist kein besonderer Grund zum Stolze, jedenfalls aber eine große Annehmlichkeit, wenn man nicht seekrank wird. Ich befinde mich in dieser günstigen Lage und kann, was der beste Beweis dafür ist, an allen Mahlzeiten theilnehmen. Aber heute und an dem folgenden Tage erscheint kein Passagier zur Tafel. Beim Essen erleidet man Tantalusqualen. Eben kommt der Steward, der doch schon manches Jahr zur See fährt, mit einem dampfenden Gerichte, da packt eine neue Welle das Schiff und er liegt mit seinen Herrlichkeiten am Boden. Kleinlaut sucht er die verlorenen Kotelettes zusammen, um sie von neuem anzubieten. Auf das Genießen flüssiger Speisen muß man von vornherein verzichten; auch die festen bekommt man nur schwer in seine Gewalt. Der Tisch ist mit einem Rahmen überspannt, der Schüsseln und Teller einzeln festhält. Ihr Inhalt indessen kehrt sich nicht daran und kommt uns oft mehr als auf halbem Wege entgegen. Da heißt es herzhaft zufassen und von der Hand in den Mund leben.

Es ist mir bekannt, daß der Neuling zur See gern eine leichte Brise für einen lebhaften Wind und diesen wieder für einen schweren Sturm ansieht. Ich bemühe mich daher vorsichtig von der „frischen Brise" der letzten Nacht zu sprechen. Aber der Kapitän weist mich zurecht. Den Teufel auch mit Ihrer frischen Brise, das war ein Orkan, wie ich ihn zum zweiten mal nicht durchmachen möchte.

Die armen Passagiere! Da lagen sie, auf Bänken, am Boden oder auf der Matratze, wo sie eben der Zufall hingebettet hatte, sprachlos, das Antlitz geisterhaft bleich. — Ich war begierig zu erfahren, wie weit die Einzelnen es vermocht hatten, während des Sturmes Eindrücke in sich aufzunehmen und festzuhalten. Das Ergebniß war, daß nur die Wenigsten wußten, was um sie herum vor sich gegangen war. Ueber die Dauer des Sturmes war fast niemand unterrichtet. Nur darin waren alle einig, es waren schreckliche Stunden gewesen. Der herabgesetzten Auffassungskraft entsprechend vergessen sich derartige Eindrücke schnell. Als wir wieder einige ruhige Tage hinter uns hatten und ungestörtes Wohlbehagen an Bord herrschte, behaupteten gerade einige der am härtesten betroffenen Passagiere allen Ernstes, überhaupt nicht seekrank gewesen zu sein. Erinnerte ich sie an besonders hervorstehende Augenblicke ihres Leidens, so gaben sie zögernd zu, etwas unwohl hätten sie sich wohl gefühlt, schlimm sei es aber ganz gewiß nicht gewesen.

Auf Sturm folgt Sonnenschein. Die Sonne ist uns seither treu geblieben, und heute wo ich dieses niederschreibe, vierzehn Tage nach unserer Ausfahrt von Hamburg, steht das Thermometer nach Reaumur um 25 Grad höher als damals. Wir befinden uns in der windstillen Schwüle der Aequatorgegend. Das Meerwasser ist lauwarm und ich denke mit Sehnsucht an die kalten Uebergießungen jener Sturmnacht. Eine einzige erfrischende Woge und der Leser würde von mir eine lebendigere Darstellung des Erlebten beanspruchen können.

Rothenburg an der Saale.

VI.

Aufgabe des im Jahre 1768 neu gebildeten Berg- und Hütten-Departements war es, den nun in landesherrlichen Besitz übergegangenen Rothenburger Kupferschieferbergbau vor drohendem Untergange zu bewahren.

Zum Ankaufe war von der Bank ein Kapital von 180,000 Thlr. entliehen worden, das durch die Haupt-Bergwerks- und Hüttenkasse jährlich mit 5 vom Hundert verzinst werden mußte. Im Jahre 1782 war dieses Darlehen auf 189,796 Thlr. an-

---

geschlechtes Ben Hur, der in die stürmischen politischen Kämpfe seiner Zeit eintritt und sich mit betheiligt an dem Ringen des Judenthums gegen die rücksichtslose, harte römische Herrschaft. Auf diesem dramatisch bewegten Hintergrunde erscheint, allmälig immer deutlicher und machtvoller hervortretend, die Lichtgestalt des Erlösers. Die Konflikte vertiefen sich, werden geistiger, weihevoller, und der Leser wird unwiderstehlich mit fortgerissen in dem von welthistorischem Geiste getragenen Strom der Erzählung, die auf das tiefste ergreift, erhebt und schließlich alle Gegensätze versöhnt. Dieser Roman ist ein grandioses Werk und doch dabei so anmuthig und zum Herzen sprechend, so einfach, klar, rein und natürlich, daß er ganz besonders auch der Jugend jeder Konfession empfohlen werden kann. General Lewis Wallace, der Autor dieses Romans, hat zu Brookville, Franklin County, Indiana, am 10. April 1827 das Licht der Welt erblickt als der Sohn von David Wallace, der späterhin, 1837, zum Gouverneur des Staates Indiana erwählt wurde. Beim Ausbruch des Krieges der Ver. Staaten mit Mexiko trat Lewis Wallace, im zwanzigsten Lebensjahre stehend, in die Armee; er wurde nach dem Kriegsschauplatze gesandt und erwarb sich den Rang eines Premierlieutenants. In dem Kriege zwischen dem Norden und Süden der Ver. Staaten trat Wallace sondann, begeistert für die Erhaltung der Union, ohne Zögern in die Armee, mit rascher Beförderung zum Brigadegeneral und Generalmajor. Dann vom Präsidenten Hayes zum Gouverneur von Neu-Mexiko ernannt, verwaltete er dieses Amt zu allgemeiner Zufriedenheit. Im Palaste der Pueblos zu Santa Fe, der jetzigen Gouverneurswohnung schrieb er die Schlußkapitel von „Ben Hur." Präsident Garfield ernannte ihn zum nordamerikanischen Gesandten am türkischen Hofe und machte ihm das feine Kompliment, in eine Ecke des Ernennungsdekrets die Worte „Ben Hur" zu schreiben. In dieser verantwortlichen Stellung blieb General Wallace bis Mai 1885. Der Ueberseher von **Ben Hur**, das sich wie ein deutsches Original liest, Bonaventura Hammer, ist zu Dormersheim in Baden 1842 geboren und 1846 nach Pittsburg in Pennsylvanien ausgewandert. Gegenwärtig bekleidet er ein Lehramt in La Fayette, Indiana.

* Mit dem in diesen Tagen bei J. C. B. Mohr (Freiburg) zur Ausgabe gelangten Doppelhefte schließt der II. Band des seit kurzem erscheinenden **Archivs für öffentliches Recht** (herausgegeben von den Professoren Laband und Stoerk), das sich mit reichem Erfolge die Verbreitung der wissenschaftlichen Grundlagen des öffentlichen Rechts unserer Zeit zur Aufgabe gesetzt hat. Die vorliegende Lieferung bringt Hilty's lehrreiche Untersuchungen über das Referendum in der Schweiz zum Abschlusse und zeigt uns, wie sehr dieser Modus volksthümlicher Gesetzgebung eben an die eigenartigen lokalen und historischen Entwicklungsverhältnisse der Schweiz gebunden ist. Ein umfangreicher Beitrag von Prof. Prazák in Prag behandelt die vielumstrittene Lehre vom Budgetrecht. Dr. Fr. Grenander in Stockholm giebt eine eingehende Charakteristik der konstitutionellen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870918079/fragment/page=0003

gewachsen; die vorgedachte Kasse hatte in diesem Jahre aus Anlaß des Ankaufes eine Kapitalschuld von überhaupt 200,786 Thlr. 16 Gr. 2 Pf. zu verzinsen. Trotzdem gelang es durch bessere Wirthschaft und Abbau reicherer Erzmittel, die man im Burgströner Revier aufgeschlossen hatte, den Rest des Jahrhunderts hindurch wieder mit größerer Ausbeute zu schließen. Auf wie hoch sich diese belaufen hat, wird sich schwerlich noch ermitteln lassen, weil — leider! — die desfallsigen Rechnungen nicht vor der Vernichtung bewahrt worden sind. Groß können die Ueberschüsse indessen nicht gewesen sein, besonders wenn die für die Verzinsung jenes Schuldkapitals aufgewendeten Beträge in Gegenrechnung gestellt werden. Im Betriebsjahre 1783/84 ergab sich sogar ein Verlust, und erst, als es dem Minister Frhr. v. Heinitz gelungen war, die Kupfer- und Messingwerke am Finowkanal ertragfähiger zu machen, war es möglich die schweren Bergbau- und Kunstkosten der Rothenburger Werke dergestalt zu übertragen, daß das von der Bank vorgeschossene Kapital „ohne fernere Beihilfe" (Kab.-Ordre v. 2. Febr. 1786) verzinst werden konnte.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Rothenburger Werke fortgesetzt zu kämpfen hatten, entsprangen übrigens nicht nur dem kostspieligen Grubenbetriebe, sondern auch dem Mangel an Holzkohlen für die Hütte, hauptsächlich aber einem unwirthschaftlichen Haushalte. Dem scharfen Auge des Königs blieben sie nicht verborgen. Am ersten Weihnachtsfeiertage 1775 schrieb Friedrich II., bei Gelegenheit mehrerer Anordnungen in Eisenhüttensachen, an den damaligen Chef des Berg- und Hütten-Departements, Minister Frhrn. Waitz v. Eschen: „Im Uebrigen werdet ihr mich einen Gefallen thun, wenn ihr auch nach dem Rothenburgschen Bergwerck mahl gehet, und solches examiniret, denn da sind noch ein Haufen Confusiones, und es giebt dorten sehr viel zu verbessern. Ich habe auch das Vertrauen zu euch, wenn ihr das Werck recht nachsehet, und daselbst eine andere Einrichtung machet, und alles gehörig arrangiret, solches alsdann auch in gute Ordnung kommen wird."

Noch im Jahre 1779 schrieb jemand, der die preußischen Staaten bereist hatte: „Schätzbar ist das Kupferbergwerk in Rothenburg, obgleich es nicht so außerordentlich einträglich ist." Hierauf kam es aber auch dem Könige weniger an. Die Hauptsache war womöglich so viel Kupfer zu gewinnen, daß dem inländischen Bedarfe genügt werden konnte, damit nicht so viel baares Geld zum Kupferankauf in das Ausland zu gehen brauchte (Kab.-Ordre vom 14. Juni 1779). Zu letzterem Zwecke blieb die Einfuhr fremden Kupfers auch fernerhin mancherlei Beschränkungen unterworfen.* Auch der Pächter des Kupferhammers zu Radach (Kreis Sternberg) mußte von nun an seinen Kupferbedarf von Rothenburg entnehmen. Mit der Zunahme der inländischen Kupfervorräthe entfiel ferner die Nothwendigkeit des Edikts vom 16. Febr. 1736, welches die die Ausfuhr alten Kupfers „bei 200 Thlr. fiskalischer Strafe und Konfiskation der sämmtlichen kupfernen Waaren" aus der Kur- und Neumark, Pommern, dem Herzogthum Magdeburg, dem Fürstenthum Halberstadt und der Grafschaft Mansfeld verbot, noch fernerweit aufrecht zu erhalten. Am 26. Juni 1773 ward dann auch der Minister v. d. Schulenburg vom Könige ermächtigt, zu diesem Behufe das Erforderliche beim General-Direktorium zu veranlassen. Endlich rückte auch der Zeitpunkt immer näher heran, wo es ausführbar erschien, die Einfuhr gewisser Kupferwaaren, die bisher im Inlande noch nicht hergestellt wurden oder werden konnten, behufs Anregung und Belebung des inländischen Gewerbefleißes zu beschränken oder zu verbieten. In diesem Sinne schrieb Friedrich II. am 27. März 1781 an den Minister v. Heinitz: „Weiln Wir doch ein Hauffen Kupfer im Lande haben, so möchte Ich gerne wißen, ob Wir davon nicht eben so gut solche Blätter oder Platten machen können, womit die Dächer auf Schlösser und andere dergleichen Gebäude gedecket werden, auf daß man dergleichen nicht auswärts herkommen laßen darf." Als die Frage mittelst umgehenden Berichtes bejaht worden war, erhielten die Bancomptoirs zu Berlin und Potsdam Befehl, dergleichen Kupferplatten im Falle des Bedarfs „nicht mehr aus der Fremde zu nehmen, sondern sie auf dem Kupferhammer zu Neustadt-Eberswalde zu bestellen und anfertigen zu lassen" (Kab.-Ordre vom 29. März 1781). Demnach werden die Kupferplatten, mit welchen in dem Jahrhundert 1785—1885 u. a. der Deutsche Dom auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin gedeckt gewesen ist, und welche sich jetzt im Märkischen Museum daselbst befinden, wohl ebenfalls aus rothenburger Kupfer hergestellt worden sein. Den letzteren wurde übrigens der Eingang in die übrigen Provinzen des Staates in jeder Weise, namentlich auch durch Gewährung von Zoll-Freipässen, erleichtert

*

Nach der Uebernahme des Eigenthums der Rothenburg-Friedeburgischen Gewerkschaft in den landesherrlichen Besitz bedurfte es beträchtlicher Anstrengungen um den Betrieb in einem so geregelten Gange zu erhalten, daß Kupfer für den Bedarf des Inlandes in ausreichender Menge bereit gestellt werden konnte.

Im Jahre 1772 war man infolge des Bruches der Abbaurösche das Tresewitzer Flötz zu verlassen genöthigt, und um dieselbe Zeit mußte auch der Tiefbau im Rothenweller und Todthügeler Revier eingestellt werden, sodaß man sich dort auf den Abbau einiger Flötzstücke, die über der Stollensohle anstanden, beschränken mußte. Im Burgströner Revier ging zwar noch Abbau um, indessen war derselbe sehr kostspielig, da er größtentheils unter der Stollensohle stattfand. Man hob die Wasser vermittels einer Göpelkunst auf den Stollen ab, mußte aber 1771 noch eine Windkunst zuhilfe nehmen und später noch eine zweite Göpelkunst errichten. Bei den Göpelkünsten wurden, wie früher bei Gollwitz, zahllose Pferde aufgerieben.

Die Hoffnung, das Werk betriebsfähig erhalten zu können, war nach Lage der Dinge sehr gering. Auch der König hegte Besorgnisse. Wie wir gesehen haben, unterzog der Chef des Bergwerks-Departements infolge des ihm vom Könige am 25. Dez. 1775 ertheilten Auftrages die Rothenburger Werke einer gründlichen Untersuchung. Er glaubte die Wiederaufnahme des ehemals so ertragreichen Gollwitzer Bergbaues als zweckmäßigstes Mittel zur Lösung der vielfachen Schwierigkeiten in Vorschlag bringen zu sollen. In welcher Weise nun der König die Umstände würdigte, zeigen seine Entschlüsse. Zunächst bemerkt er in einer Ordre vom 4. Mai 1776, wie es ihn in Verlegenheit setze, daß Waitz sich durchgends so bergmännisch ausdrücke. Da ihm diese Ausdrücke alle fremd seien, so wisse er sich in die beigefügte „Berechnung der entblößten Anbrüche auf dem alten Gollwitzer Zuge" nicht zu finden, und er müsse deswegen die Sache der Einsicht seines sachverständigen Ministers überlassen. Indessen werde es doch nöthig sein, „daß ihr in eurem Berichten an mich die bergwercksmäßige Benennungen weglaßet, und solche Wörter und Nahmen gebrauchet, die mir bekandt sind, damit ich euch verstehen und von der Sache judiciren kan." — Auch ein anderer zur Sache erstatteter Bericht hatte keinen Erfolg; der König schreibt am 7. Mai: „Mein lieber p. Ich habe euch bereits unterm 4. dieses zu erkennen gegeben, daß ich euren Bericht vom 30. April und die beygefügte Berechnung der entlößten Anbrüche auf dem alten Gollwitzer Zuge nicht verstanden, und werdet ihr euch deshalben deutlicher expliciren und mir die Sache begreiflicher machen, denn wenn ihr der Meinung seyd, das verfallene Gollwitzer Werk wieder aufzunehmen und aufzuräumen; So muß zuvor überschlagen werden, wie hoch davon die Kosten sich belaufen, und was sodann davon aufkommen kan und wird, auch wie der Vortheil gegen die Kosten sich verhält, welchen Ueberschlag ich also noch erwarten will, und da ihr in eurem Bericht auch darauf angetragen, daß vorjetzt der Bergwerck-Casse einige 1000 Thaler angewiesen werden mögten; So verlange ich näher und bestimmt zu wissen, wieviel Geld ihr eigentlich haben wollet, und wieviel Plus alsdann dafür aufkommen wird, damit ich die Sache übersehen und das weitere deshalb resolviren kan. Ich bin p. Friederich." — Was v. Waitz darauf berichtete, ergiebt sich mit hinlänglicher Deutlichkeit aus der nachfolgenden Antwort des Königs vom 22. Mai 1776: „. . . . Anlangend hiergegen die Wiederherstellung des verfallenen Gollwitzer Wercks, so finde ich die deshalb erforderlich seyn sollende Kosten sehr hoch, und glaube nicht, daß sich der Vortheil damit balanciren und was rechts daraus kommen wird, es scheint mir auch enorm viele Zeit, daß 6 Jahre darauf gebauet werden soll, das wäre ein Haufen Zeit, die deshalb verlohren ginge, und sollte ich meynen, daß dieser Bau, wo nicht in einem Jahre, doch in 2 wohl füglich zu Stande zu bringen. Ueberhaupt kömt es vorzüglich darauf an, was für Nutzen von der Sache zu erwarten stehet, und wieviel das Werck, wenn es zum Stande, jährlich einbringen und deshalb zum Etat kommen kan. Ihr habt alle diese Umstände noch näher und gründlich zu beurtheilen und vorher wohl zu überschlagen, wie der zu erwartende Gewinnst gegen die darauf zu verwendende Kosten sich balanciren, und was die jährliche Revenüe davon seyn wird, auch müßtet ihr wohl überlegen, wenn wir durch die Bearbeitung gedachten Wercks mehr Kupfer bekommen, wohin solches abzusetzen und zu versilbern, damit es uns nicht auf dem Halse bleibet. Ueber alles dieses will ich also euren näheren Bericht annoch erwarten. . . . ." — Das Ende vom Liede war, daß Friedrich seinem Minister am 16. Juni 1776 zu erkennen gab, daß er diese Entreprise für jetzt nicht vornehmen könne, sondern es damit Anstand haben müsse. Gollwitz war und blieb todt. Umsomehr mußten Maßregeln ergriffen werden, um anderwärts ausreichende Abbaufelder vorzurichten. Nachdem der geniale Minister Frhr. v. Heinitz vom 7. Sept. 1777 ab die Leitung des Bergwerks- und Hütten-Departements übernommen hatte, faßte man, nach einer zwischen dem Könige und den Ministern v. d. Schulenburg und v. Heinitz stattgehabten Besprechung, den Entschluß, auf dem Burgströner Revier trotz der kostspieligen Wasserhaltung eine tiefere Sohle zu gewinnen und zu dem Behufe einen neuen Kunstschacht abzuteufen. Letzterer wurde im Jahre 1778 begonnen, mußte aber, ehe er niederkam, wieder verlassen werden. Ein im Jahre 1780 angesetzter zweiter Kunstschacht erhielt den Namen „König Friedrich" und wurde 1783 vollendet. Als aber die Roßkünste die zusitzenden Wasser nicht mehr zu bewältigen vermochten, wurde hier eine mit Steinkohlen zu heizende „Feuermaschine" erbaut. Es war dies „das Erstlingswerk unserer Dampfmaschinenindustrie," über welches wir unsere Leser vor einiger Zeit eingehend unterrichtet haben.

* Fremdes geschmiedetes Kupfer wurde z. B. bei dem Eingange in Preußen und Litthauen mit einer höheren Steuer (impost) belegt. (Kab.-Ordre vom 13. Sept. 1771).

Stellung des schwedischen Staatsrathes, verglichen mit den verwandten Institutionen in England, Dänemark und Norwegen. Das Heft enthält ferner eine lehrreiche Studie V. Dargun's-Krakau: „Zur Methodik der soziologischen Rechtslehre". Zwei französische akademische Rechtslehrer, Weiß-Dijon und Blondel-Lyon, behandeln die Gemeindeverfassung in Frankreich nach dem Gesetz vom 5. April 1884 in klarer orientirender Darstellung. Den Schluß bilden Krech's für die Praxis der deutschen Gemeindeverwaltungen wichtigen Mittheilungen aus der Spruchpraxis des Bundesamtes für das Heimathwesen, und kritische Beiträge von Gesicken, Severin und Stoerk.

* In diesen Tagen feierte, wie bekannt, der über ganz Deutschland Oesterreich verbreitete „Deutsche Sängerbund" in Koburg sein 25jähriges Jubiläum. Die „Sängerhalle", das in Leipzig erscheinende offizielle Organ des Bundes, hat aus diesem Anlasse eine umfängliche und reicher ausgestattete Festnummer erscheinen lassen, auf deren interessanten, ein klares Gesammtbild der Bedeutung und Wirksamkeit des Bundes, wie des deutschen Männergesanges überhaupt gebenden Inhalt wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen. Aus der Reihe der durchweg aus tüchtiger, sachkundiger Feder stammenden Aufsätze, welche die Festnummer enthält, heben wir besonders hervor: „Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Deutschen Sängerbundes", von Prof. Chr. Scherling; „Dr Otto Elben" (Biographie), von Heinrich Pfeil: „Die deutsche Sängerbundesstiftung", von Dr Cremering; „Nächste Aufgaben des deutschen Männergesanges im allgemeinen und des Deutschen Sängerbundes im besonderen", von C. Kipke; „Zwei Stammväter des deutschen Männergesanges", von C. K.: „Der deutsche Männergesang", von Dr Wilhelm Tappert; „Männergesang-Aphorismen", von R. Musiol; „Eine kleine Episode", von königl. Musikdirektor Hermann Mohr; „Still ruht der See" (zur Geschichte eines vielgesungenen Liedes), von Heinrich Pfeil. Außerdem enthält die Nummer noch Berichte, kleinere Notizen und Humoristica, Rezensionen 2c. und weist als illustrativen Schmuck die Bildnisse von Nägeli, Zelter und Elben und die Festhalle des ersten Bundesgesangfestes (Dresden 1865) auf. — Wir meinen Gesangsvereinskreise auf die „Sängerhalle", als die älteste und verbreitetste Gesangsvereinszeitung, empfehlend aufmerksam machen zu sollen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an.

* Amor in den Bergen betitelt sich ein hübsch ausgestattetes Büchlein; von der Verfasserin (Marie Gerner) ist es allen fröhlichen Kurgästen gewidmet, doch möchten wir nicht blos diesen, sondern allen unseren Lesern und Leserinnen diese originelle Novelle empfehlen. Preis 2 M. Verlag von Schröter & Meyer in Zürich.

Land- und Hauswirthschaft.

Möhrenbau.

Von Dr W. Löbe.

Die Möhre ist eins der einträglichsten Wurzelgewächse und ein sehr gutes Viehfutter und sollte daher mehr zum Anbau herbeigezogen werden als dieses der Fall ist.

Zunächst kommen bei dem Möhrenbau die Sorten in Betracht, denn von der Sortenwahl hängt nicht nur die Größe der Ernte, sondern auch der Nahrungsgehalt ab. Unter den verschiedenen Möhrensorten verdient die weiße grünköpfige Möhre den Vorzug; enthält dieselbe auch mehr wässerige Bestandtheile und weniger Zucker als die kleineren gelben und rothen Möhrensorten, so werden doch diese Mängel durch die hohen quantitativen Erträge weit aufgewogen; doch ist es zu empfehlen behufs Benutzung als Milchfutter gleichzeitig eine rothe Sorte, namentlich die süße Altringhammöhre anzubauen.

Was die Fruchtfolge betrifft, so baut man die Möhre am besten nach einer Frucht an, welche den Boden düngerkräftig und rein von Unkraut hinterläßt. Eine solche Frucht ist die Kartoffel. Durch deren Anbau wird der Boden, wenn zu ihr frisch gedüngt wird, für die Möhre düngerkräftig genug, wird er aber auch vertieft, gelockert und gemürbt und, was eine Hauptsache ist, von Unkraut gereinigt.

Die Möhre gedeiht am besten in leichteren Bodenarten, welche aber eine tiefe Krume haben müssen, weil sie mit ihrer Wurzel tief in den Boden eindringt. Deshalb muß der Untergrund durchlassend sein. Die geeignetsten Bodenarten sind der leichtere Lehmboden und der bessere Sandboden, namentlich wenn derselbe gemergelt worden ist, doch muß Sandboden, wenn sich derselbe zum Anbau der Möhre eignen soll, viele Jahre gut kultivirt worden sein. —

Die Vorbereitung des Bodens muß schon im Herbst geschehen. Unbedingt nothwendig ist Tiefkultur (30—36 cm tiefe Bearbeitung) entweder mit dem Rajol- oder dem Untergrundpfluge. Der gepflügte Acker bleibt den Winter hindurch in rauher Furche liegen. Nochmaliges Pflügen im Frühjahr ist möglichst zu vermeiden, theils um dem Boden die Winterfeuchtigkeit zu bewahren, theils um keine Unkrautsamen nach oben zu bringen. Es genügt vielmehr zur Lockerung des Bodens vor der Saat die Anwendung des Exstirpators, wenn der Boden zur Genüge abgetrocknet ist.

Die Möhre verlangt zum besten Gedeihen düngerkräftigen Boden. Wie schon erwähnt, läßt man sie am besten nach einer Frucht folgen, in welcher frisch gedüngt worden war. Ist dieses nicht der Fall, so pflegt man in der Regel mit Stallmist zu düngen; doch enthält derselbe nicht die Stoffe in ausreichender Menge, welche die Möhrenpflanze zu ihrer Ernährung bedarf; es ist deshalb rathsam, neben dem Stallmist noch kali- und phosphorsäurehaltige Dungstoffe anzuwenden. Der Stallmist muß zerfetzt sein und schon im Herbst aufgefahren werden. Entweder wird er hinter dem Pfluge mit der Gabel eingelegt, oder man läßt ihn auf nicht abschlüssigem Boden den Winter über gebreitet auf der Oberfläche des Ackers liegen; im letzteren Falle ist allerdings noch eine Pflugfurche im Frühjahr erforderlich; deshalb ist ersteres Verfahren vorzuziehen. 32 zweispännige Fuder kräftiger Stallmist per Hektar genügen. Frischen, noch nicht zerfetzten Stallmist darf man deshalb nicht anwenden, weil derselbe das Feld verunkrauten würde. Wenn aber auch die Möhre nach einer gedüngten Vorfrucht folgt, darf man es nicht versäumen, dem Boden vor der Saat so viel als nöthig Kalisalz und Phosphat einzuverleiben.

Da nicht zubereiteter Samen lange im Boden liegt, ehe er keimt, und die Pflänzchen dann leicht vom Unkraut unterdrückt werden, so ist Ankeimen des Samens unbedingt nothwendig. Man kann zu diesem Behuf die eine oder andere

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870918079/fragment/page=0004